

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: J.V. Widmann : zum sechzigsten Geburtstag (20. Februar 1902)
Autor: Bleuler-Waser, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

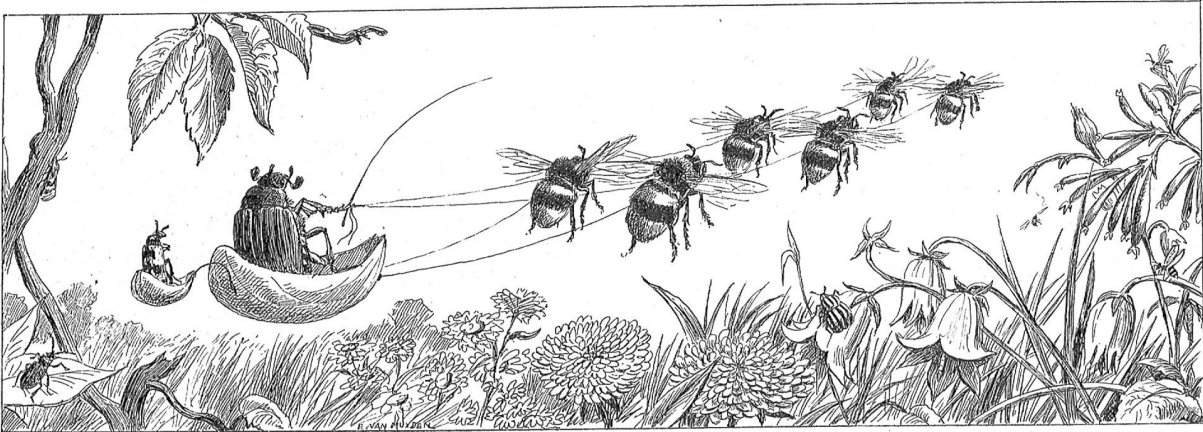
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



J. V. Widmann.

Zum sechzigsten Geburtstag (20. Februar 1902).

Mit zwei Abbildungen.

Ließe sich immer alles so ausführen, wie man's in Herz und Sinn trägt, so würde ich den Meister an seinem Geburtstag ganz anders grüßen als auf Papier mit Druckerwärze, — Material, das eigentlich wenig zu ihm paßt, so viel er auch damit zu thun hat. Seinen Stil finde ich nämlich vom Papier ebensoweit entfernt, als sein Herz von Druck und Schwärze!

Könnte ich also, wie ich wollte, so ließe ich durchaus kalenderwidrig schon am 20. Februar all' die verborgenen Märzglöckchen hervorkriechen, den festlichen Tag einzuläuten, und die Maifäsertruppe müßte mir zu einem Brummständchen anfliegen!

Vor allem wäre natürlich unseres Dichters „launiges Liebchen“, Frau Sonne, auf ein verfrühtes, hoffentlich aber so warmes Stellbichen engagiert worden, daß man's dabei ein Stündchen draußen im Garten aushalten möchte, am Lieblingsplatz unseres Dichters, der wie Anderseus „Schmetterling“ sagen könnte: „Leben ist nicht genug; Sonnenschein, Freiheit und — eine kleine Blume muß man haben!“ Aber nicht nur eine, sondern viele und zwar lebendige — wenn man ein Mensch und Dichter ist. Und darum müßten mir alle lieben Leute von nah und fern an diesem Tag um ihn versammelt sein. Musik dürfte nicht fehlen, und zwar eines jener seligen Jubellieder von Brahms, damit auch der entschwindene Freund auf Flügeln des Gesanges unsern Dichter grüße, an dessen Krankenbett er einst seinen eignen sechzigsten Geburtstag treulich verplaudert. — Aber am Gartenpförtchen warten noch andere Gratulanten, die unsere nimmersatte Wunschelrute heran beschworen. In das jubelnde Gezwitz der Vogelschwärme, die ihren Freund und Ernährer umflattern, mischt sich freudiges Gebell. Ein Kränzchen von Bergblumen um das Halsband, kommt der „unvernünftig geliebte“ Genosse schöner Wanderfahrten, das Alpenhunderl Argos angeschwänzelt, glückwünschender Stellvertreter zugleich seines ganzen Geschlechtes, für das der Schriftsteller so oft ein gutes Wort eingelegt. Darauf drängen sich Kindertrüppchen herein: blonde Sennenbüblein aus dem Berner Oberland, aber auch braunes Fischervölkchen von

den italienischen Gestaden, dem freundlichen Herrn zu danken, der so reizend mit ihnen und — über sie zu plaudern weiß. Dann naht lustig lichernd eine Schar zierlicher Jungfräulein, aus blauen und dunklen Augen ihrem Lehrer und Verehrer entgegenlachend. Von ihnen läßt sich dieser gerne krönen; denn lieblich haben sie den starren Vorbeerzweig mit Weilschen und Maiglöcklein umwunden. Und wenn sie noch dazu einen Anerkennungsfuß spenden wollen, wird er ihnen so wenig verweigert, wie einst „Herrn von Brahms die süße Mehlspeis.“

Dem lustigen Völklein aber folgt als sehnsüchtiger Schatten ein schwächerer, junger Gesell, mit einer ansehnlichen Papierrolle bewaffnet. Wer könnte das anders sein, als 'Bin, der Schwärmer, — nebst Glückwünschpoem? Denn ohne Verse kann man doch keinen Geburtstag, besonders nicht den eines Poeten feiern! Betroffenen Blickes starrt unser Dichter dem Jüngling entgegen, der eine so wunderbare Ähnlichkeit zeigt mit — ihm selbst, ihm selber, wie er vor einem Menschenalter in die Welt hinausah: voll frühlingsfrischer Empfindung unterm welken Laub der Schulweisheit, ebenso kühn im Träumen als unbeholfen im Handeln, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, kurz, um es mit zwei Worten zu sagen, „jung und dumm“, freilich „nicht zu jung und besonders nicht zu dumm!“ Nun beginnt ein seltsam Frag- und Antwortspiel zwischen zwei Augenpaaren: das des Knaben wie aus wundervoller Traumwelt aufgetaucht, schein und doch fordernd, verheißungsvoll — das des Mannes, hell und sicher auf Welt und Menschen gerichtet, manchmal aufleuchtend in überlegenem Spott, der aber bald wieder zu herzlichem Humor sich vertieft und erwärmt. „Hieltest du?“ fragen die jungen Augen. Und die alten erwidern lächelnd: „Nur ruhig. Etwas habe ich gehalten, wenn auch ein anderes, als Jugend erträumen mag, während sie sich mit Tragödien schleppt und in aller Glückseligkeit den Himmel um ein schicksalsvolles Leid anfleht.“

Dieser Himmel aber hat es dafür viel zu gut gemeint mit unserm Joseph Viktor Widmann, und zwar von

seinem Urfang an bis zu seinem sechzigsten Geburtstags! Einmal gab er ihm allerlei herrliche Dinge mit auf den Weg: helles Blut, das frisch und leicht durch die Adern gleitet, ein warmes Herz und schönheitsfrohe Sinne, den zündenden Funken des Witzes und die Märchenschleier der Phantasie. Wie hätte zu einer solchen Frohnatur die Tragik gepaßt!

Schon seinen Vater verschonte sie, dessen Lebenswege näher ihrem dunklen Gebiet vorüberführten. Aus dem österreichischen Kloster Heiligkreuz ist der abtrünnige Cisterzienser keineswegs ins Glend, sondern schließlich auf die protestantische Kanzel des Schweizer Landstädtchens Viefstal gekommen, wo er und seine Familie eine zweite Heimat fanden. So ist der Sohn des Wiener Baares, obgleich noch in Kennowitz in Mähren (20. Februar 1842) geboren, doch ein eingewurzelter Schweizer, vor allem entschiedener Republikaner. Die Abneigung gegen Zwang und Bedrückung jeder Art, pfäffisches Wesen insbesondere, mag wohl auch noch väterliches Erbgut sein.

Vom leichtern Wienerblut scheint ihm gerade so viel geblieben, als zur angenehmen Belegung des schweizerischen Nationalcharakters dient. Unser schweres, zähes Menschengebäck kann solchen Sauerteig gut brauchen.

Auch die künstlerischen Neigungen verdankt Widmann wohl seinen Eltern, die beide besonders musikalisch begabt waren, die Mutter sogar schöpferisch — der Sohn bis zu dem Grad, daß er einmal kurze Zeit durch das Amt eines Organisten und Musikdirektors in Viefstal bekleiden konnte, besonders aber als verständnisvoller Freund bedeutenden Musikern wie Brahms, Götz u. a. zur Seite stand. Auch für bildende Kunst hatte er Sinn und Neigung, die später dann in seinen Schilderungen italienischer Schätze so glücklichen Ausdruck fanden. Vor allem aber zog es den schwärmerischen Knaben in die Welt der Poesie, die in seinen Träumen herrlicher lebte als in den noch unreifen Gedichten, mit denen „vollgepaßt“ er stets herumwandelte. Ein nach Müßaus dramatisiertes Märchen, der „Geraubte Schleier“, 1864 gedruckt, widmete der junge Student der Theologie seinem ehemaligen Lehrer am Pädagogium zu Basel, dem dankbar verehrten Wilhelm Wackernagel. Das bunte Ding ist immerhin bezeichnend für die echt poetische Naturempfindung, die alles beseelend, Elemente, Tiere, Pflanzen sprechen läßt, sogar die Harfe mit dem Brevier des Einsiedlers, die Maus mit der Kiste, an der sie herumknabbert. Es charakterisiert ihn besser, als die etwas steifen Tragödien, die dann folgten: „Iphigenia in Delphi“ (1865), „Arnold von Brescia“ (1866), „Orgetorix“ (1867).

Eine aus dem Innern, aus eignen Seelenkämpfen geschöpfte Dichtung, Widmanns erstes bedeutendes Werk, ist das Epos „Buddha“ (1869); die ergreifende Seelengeschichte des indischen Königssohns, der irdische Macht und Herrlichkeit hinwirft, umsonst nach einem Gotte ringt, um dann, zu den Menschen sich neigend, ihnen die Botschaft des Erbarmens zu verkünden:

„Wohlan! Nichts hilft es, endlos sich betruben;
Das Unglück werd' uns bleibender Gewinn.
Und was wir je erwarteten von drüben,
Wir führen hier es aus mit treuem Sinn.
Der Liebe Wunder wollen selbst wir üben,
Nachdem der Götter Wunder uns dahin!

Statt nach Gerechtigkeit zu Gott zu schreien,
Laß selbst vom Frevler uns die Welt befreien.“

Das ist ein Grundaccord, den wir nachher in all seinen Werken durchklingen hören.

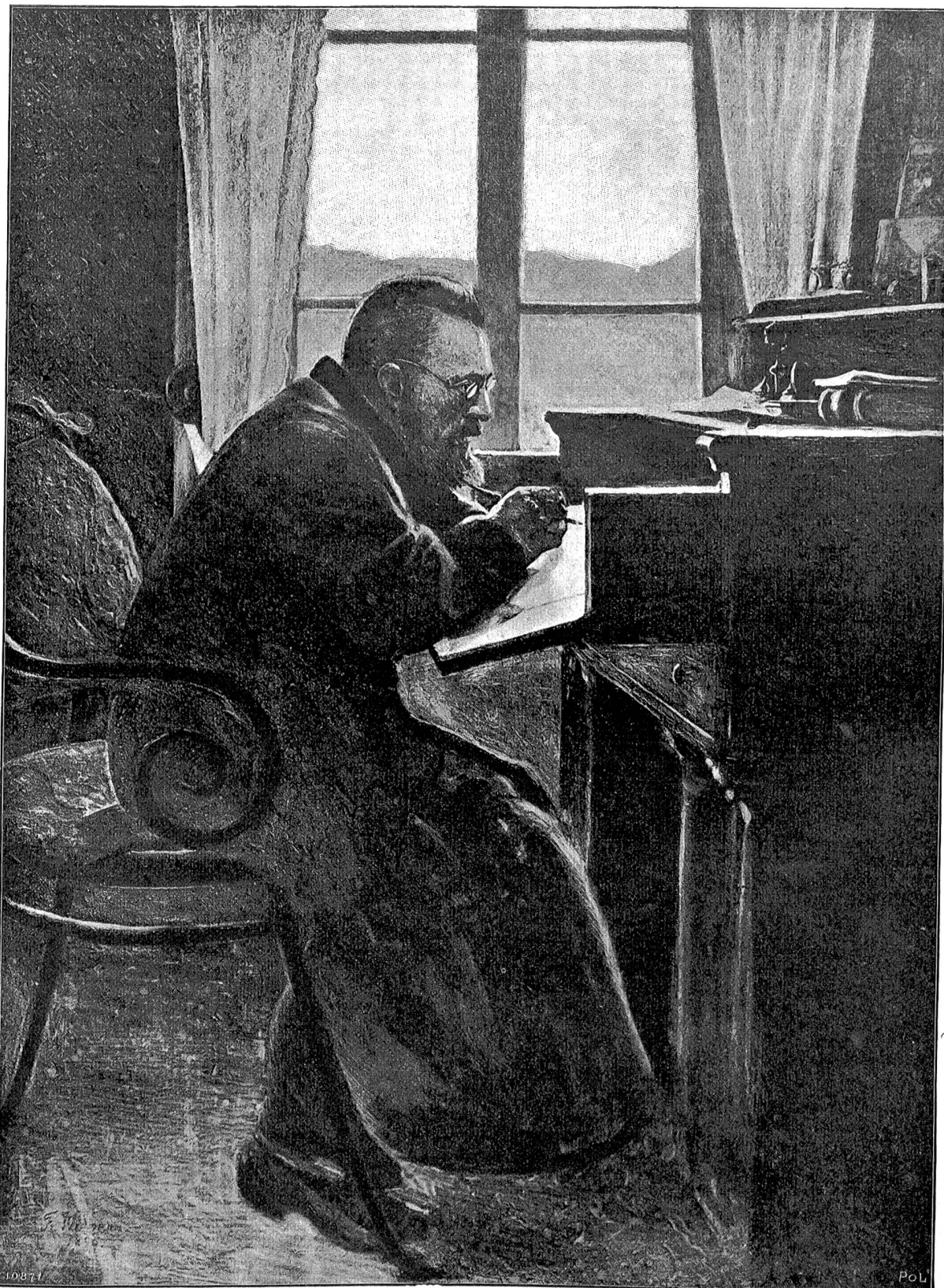
Daß ein solcher Mann zwar ein Christ den Werken, nicht aber den Worten, dem offiziellen Bekenntnis nach sein kann, begreift sich leicht. — Auch daß er in einem spätern Idyll: „Mose und Zippora“ (1874), humoristische Lichter über die biblische Geschichte hingieiten ließ, soll man ihm übelgenommen haben, ihm, dem Lehrer, geschweige denn, wenn er wirklich, wie zuerst beabsichtigt, Geistlicher geworden wäre.

Er ist aber nie Pfarrer, nur Pfarrhelfer geworden, hat es aber doch zu einem Pfarrhausidyll (1876) gebracht, das in seinem Schriftstellerleben eine Rolle spielt, indem es den Dichter aus fremden Ländern und Zeiten auf eigenstes Gebiet versetzte. Das traute Heimatsstädtchen, die prächtigen Eltern, das Liebesbündnis des Pfarrerssohns mit dem Kind des deutschen Flüchtlings von 1848 — wie sich all das abhebt von dem dunklen Hintergrund der großen Siebziger Zeitereignisse als helles Bildchen, überstrahlt von jenem inneren Licht, das von da an ungehindert aus dieser liebevollen Künstlerseele hervorbricht, ihr immer neue Herzen gewinnend. Ist doch das Pfarrhausidyll soeben in dritter Auflage neu herausgekommen, mit reizenden Zeichnungen von der Hand des Sohnes ausgeschmückt, die beweisen, daß der feine malerische Sinn im Hause Widmann fortlebt. Noch war es nicht sein eigenes, sondern das Liebesgeschick eines Freundes, das der Dichter im Pfarrhausidyll schildert — erst in spätern Dichtungen löst er nach und nach das Siegel von der eignen Seele — und bietet uns in „Gemüthlichen Geschichten“ (1890) und „'Bin, der Schwärmer“ (1895) manch' „Nektarschälchen Jugendmorgenrot“.

Im Idyll, der liebevollen Beobachtung einzelner feiner Züge, des Kleinlebens in Natur und Menschenwelt, scheint mir unser Dichter am tiefsten zu wurzeln. Idyll natürlich im allerweitesten Sinn gefaßt, weder an Ort und Zeit, noch an die Form gebunden; haben wir doch von Widmann biblische, antike, mittelalterliche, moderne Idyllen, in Prosa und Versen, in lyrischer, epischer und dramatischer Darstellungsweise. Gerade die Marmorbilder der Antike erscheinen in diesem traulichen Licht wunderbar lebendig und treten uns menschlich nahe. Idyllischem Boden schien mir auch die Tragödie Denone entwachsen (1879), noch bevor ich in den „Sommerwanderungen und Winterfahrten“ die Bestätigung des Dichters gelesen, die so bezeichnend ist:

„Ich sah damals immer das idäische Gebirge vor mir,
auf dem die verlassenene Denone wohnte, jene bewaldete, wind-
umstürmte Felsklippe, von wo ihr Blick weit über die Blach-
gefelde Alions hinaus schweifte, von wo sie mit den Augen bis
Tenedos dem Segel folgte, das ihren nach Sparta ziehenden
Gatten entführte. Ich hatte mich in dieser Gegend selbst
gleichsam häuslich niedergelassen, spazierte manchmal nach Troja
hinunter; oder ins griechische Lager, auch zur einsamen Insel
Philoctets; kurz, es wurde mir idyllisch wohlter, als es einem
Tragiker werden darf.“

Zwischen Idyll und Satire bewegt sich Widmanns Menschen- und Dichternatur in glücklichem Gleichgewicht. Denn seine Sinne sind zu wirklichkeitsfroh, Beobachtung und Verstand zu sein, um je in schäferliche



J. V. Widmann.

(Nach einem 1895 gemalten Bild von Felix Widmann).

Schönfärberei zu verfallen; sein Gemüt aber liebevoll genug, der Satire den giftigen Stachel zu nehmen.

Gerade in der „Denone“ nun tritt auch dieser satirische Zug zum ersten Mal kräftig hervor in der Schöpfung des *Thersites*, die beweist, daß der Verehrer der Frauenschönheit und = liebe Humor genug besitzt, auch ein häßliches Kästermaul zu seinem Rechte oder wenigstens zu Worten, und was für witzigen! kommen zu lassen.

Jodyllische Satire oder satirisches Jodyll könnte man auch das 1901 erschienene und an mehreren Bühnen, auch in Zürich, aufgeführte kleine Lustspiel „*Byzanders Mädchen*“ nennen. Es ist ein reizvoller Versuch, zu zeigen, wie menschliche Schwäche (hier ist es weibliche Eitelkeit) unterm Spartaner-Gewand gedeihen kann, wie im modernen Röckchen. Ob wohl das schweizerische Lakeldaimon die Modelle geliefert hat zu den köstlichen Spartanerbäckischen, die in ihrer mühsam gehändigten Paßigkeit an dressierte junge Bärlein erinnern, besonders in dem fein gewählten Gegensatz zu der reifen Weibeseinheit der *Melitta*! — Daß alles mit Geist, nichts mit Gewalt auszurichten sei, das könnte diese von dem ehemaligen Rektor der Berner Mädchenschule gelernt haben.

Diese Stellung nämlich bekleidete Widmann seit 1868 und war ihr zu Liebe in die Aarestadt übergestiedelt, die seine zweite Heimat geworden ist. Er kam nicht allein; schon seit drei Jahren stand ihm die treue, verständnisvolle Gefährtin seines Lebens zur Seite. Gelegenheit also in Fülle, daheim und im Amt, sich jene Kenntnis der weiblichen Natur zu erwerben, die man in Widmanns Schriften bewundert. In der Novelle „*Als Mädchen*“ z. B. welch anmutige Schilderung der fröhlichen Schülerinnen! Was für ein Gesicht hätte wohl der schüchternen Mädchenschwärmer Bin gemacht bei der Aussicht, einmal solch lose Schaar zu kommandieren?

Neben dem Schulmann war indessen auch der Dichter nicht zu kurz gekommen, sondern hatte sich allmählich einen Namen in der literarischen Welt erworben. 1880 ward er z. B. auch durch die philosophische Fakultät der Universität Bern mit dem Ehrendoktorhut gekrönt.

So vertauschte er denn im selben Jahr 1880 als neugewählter Redaktor des Berner „*Bund*“ den Schulbäkel, der gewiß gelinde geschwungen worden, mit der Feder, einer fein geschliffenen, glänzenden, doch niemals spitzigen Kritiker- und Feuilletonistenfeder, der er bis heute treu geblieben ist. Wer sich einmal die Aufgabe stellt, die Literaturgeschichte der Schweiz in den letzten zwanzig Jahren zu schreiben, der wird überall Widmanns Spuren begegnen. Mit unermüdlichem Eifer und Geschick hat dieser das oft so undankbare Gebiet durchforstet, sogar noch vom Sandhügel im Vorübergehen ein Sträußchen erntend. Wie rührend ist die Mühe, die er sich da gibt, oft nur zu große, noch irgend ein Gutes zu entdecken oder scharfem Hohn die Spitze abzubrechen. Und wie selten findet man sonst Leute, die einen guten Witz um der Barmherzigkeit willen streichen! Alle brauchte er ja nicht zu unterdrücken; glücklicherweise durften mehrere stehen bleiben, besonders seine schalkhaften Verslein, worin er Meister ist. Zum Kritiker befähigt Widmann besonders jene Gabe beweglicher Seelen, in andere hineinschlüpfen und sich jeder Falte

derselben anschmiegen zu können, sein feines Verständnis für alles Schöne. Wenn mit Recht gesagt werden kann, daß eigentlich nur Dichter Dichtungen beurteilen können, so trifft das hier zu. Der Fall ist selten genug; denn Dichter möchten eben gern Besseres thun als kritisieren, selbst Kunstwerke schaffen, statt nur über solche zu reden.

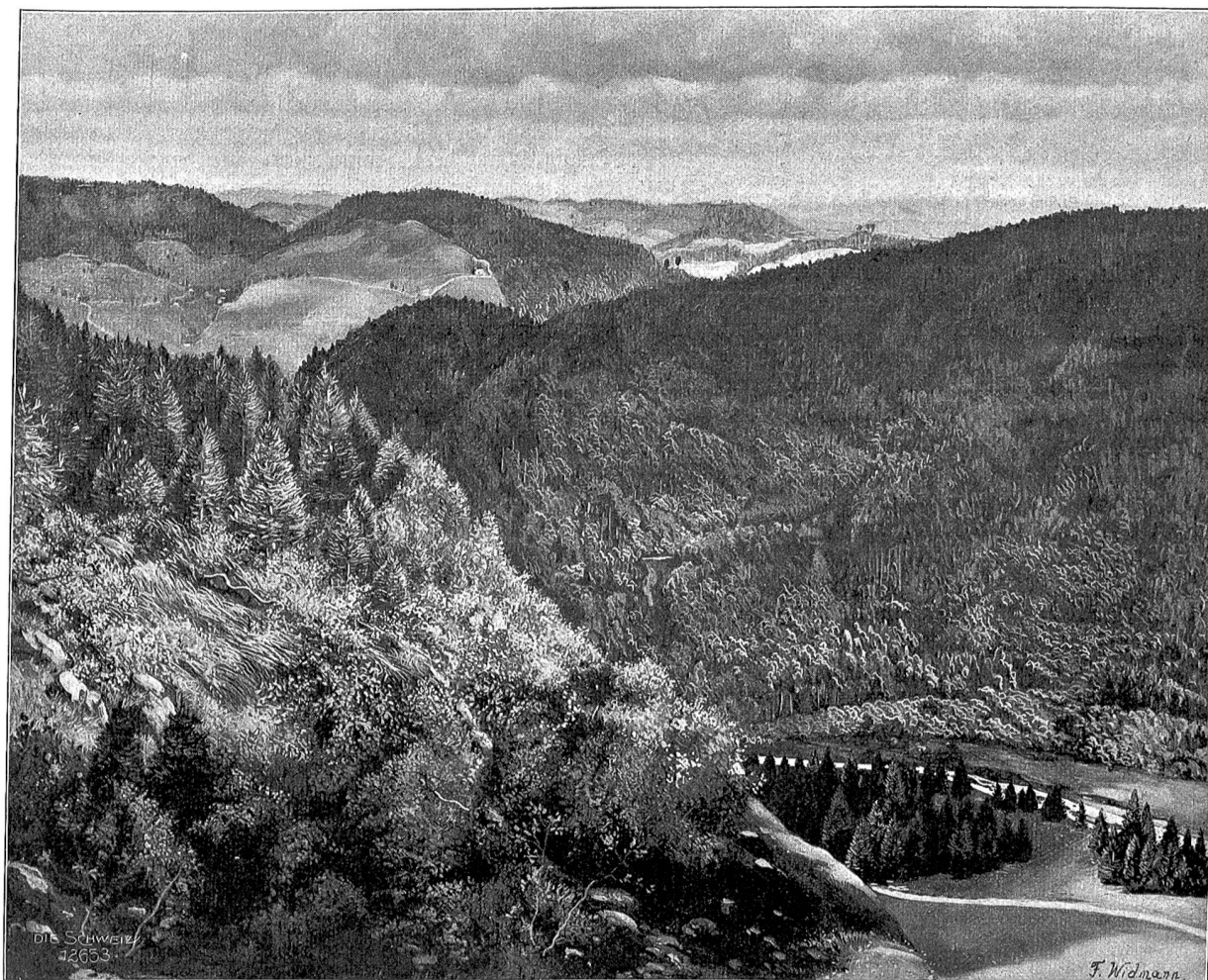
Doch verdankt gerade Widmann seinem journalistischen Berufe auch manche Anregung zu eigenem Schaffen, zu Reiseschilderungen, Touristenromanen und gemüthlichen Geschichten. Seiner Naturanlage, gesteht er selbst, entspreche gerade dieses rasche Arbeiten unter der frischen Wirkung des jenseitigen neuesten poetischen Impulses; beschränke sich doch sein Ehrgeiz auf den Wunsch, dem Herzen und der Phantasie der Leser einige ergötzliche Augenblicke bereitet zu haben. Mit welcher freudigen Interesse lassen sich diese von ihm geleiten durch die eigne schöne Heimat oder „*Jenseits des Gotthard*“ bis nach Sizilien hinab! Solch einen Führer läßt man sich gefallen, durch dessen Zauberbrille man daheim hinterm Ofen mehr sieht, als an Ort und Stelle mit seinen eigenen leiblichen Augen. So ungezwungen einfach scheinen diese Reisebücher, daß manche meinen, so was könnten sie am Ende auch. Sie sollten nur mal versuchen, oder lieber doch nicht — wenn man aus den Reiseberichten schließen darf, die man manchmal zu hören bekommt. „*Nom, ist das nicht die Stadt, wo wir die billigen Handschuhe kauften?*“ zc. zc. Was für eine Liebenswürdigkeit gehört nur schon dazu, bücherlang so von sich selbst erzählen zu können, daß die Person des Autors sich nie eitel vordrängt, einen immer nur angenehm berührt. Das mache man nach, in Büchern und besonders auch im Leben! — Wenn man so glückliche Hände hat, lohnt es sich „*Aus dem Faße der Danaiden*“ (1884) zu schöpfen.

Doch begreift man, daß der Dichter manchmal auch Sehnsucht hat nach der einsamen Werkstatt des Prometheus, „*Menschen zu formen nach seinem Bilde*“, Geschöpfe, die ein selbständiges Leben in sich haben. Ein solches, wohl der Wirklichkeit abgelaußt, ist die eigenwillig feine „*Patrizierin*“ (1888), ein Lebensbild aus der modernen Gesellschaft der alten, einst so blühenden Adelsgeschlechter des stolzen Bern. — Ist ihm dieses Werk aus der Umgebung emporgewachsen, so verdankt ein anderes wohl die erste Anregung der Italienfahrt von 1888 mit dem „*Biglietto circolare Nr. XXII*“, das unsern Dichter eines Tages in die alte Tyrannenresidenz Rimini führte, auf den verödeten Marktplatz mit dem träumerisch plätschernden Marmorbrunnen, in den herrlichen Tempel San Francesco, den im fünfzehnten Jahrhundert nach glücklich beendetem Feldzug Sigismondo Malatesta seiner Geliebten und sich selbst erbauen ließ. „*Das waren Menschen*“, schreibt Widmann, „ungefähr dem Ideal entsprechend, das Niebische in seinem merkwürdigen Buche „*Jenseits von Gut und Böse*“ aufgestellt hat.“

Dies ist wohl der Ursprung des ebenso benannten Dramas (1893), das an verschiedenen Bühnen (z. B. in Berlin siebenmal) zur Darstellung gelangte, und in wunderbar geschickter Verbindung von Traum und Wirklichkeit, Renaissance und Gegenwart, den Konflikt widerspiegelt, der wie die ganze moderne Welt



Au J. V. Widmann's Maikäferkomödie.
Komposition von seinem Sohn Fritz Widmann, Rüsslikon.



Das Waldthal. Gemälde von Fritz Widmann (Phot. S. Stück, Winterthur).

auch die Seele unseres Dichters immer von neuem beschäftigt: Schonung des Zarten, Schwachen oder Bewunderung des Starken, Rücksichtslosen, — Heroenkult oder Armenpflege, — Selbstsucht oder Selbstlosigkeit. Der Held des Stückes, der gute Professor, thut ungefähr, was der Dichter auch nicht lassen könnte: er schwärmt für den Tyrannen und seine schöne Freundin, liebt aber sein Weib und würde keine Fliege zertreten lassen, wenn ers wehren könnte.

Mitleid mit dem gequälten Geschöpf auf der einen Seite, und doch wieder Freude an der Fülle und Pracht dieser Schöpfung in ihrer „Wundherrlichkeit“, das sind die Empfindungen, die, wie einst schon den „Buddha“, so nun „die Maikäferkomödie“ durchströmen (1897 erste, 1899 zweite Auflage). Mit Recht ist dem Buch ein intimes Bildnis des Dichters beigegeben (von Fritz Widmann, dasselbe, das hier veröffentlicht wird); ist es doch neben „Aretin“ der echteste Widmann, den wir besitzen. Wieder jene glückliche Mischung von Idyll und Satire, hier in genialer Eigenart voll ausgeprägt. Wie lebendig wird uns Streben und Sterben des kleinen Volkes vorgeführt, mit der Treue, wie sie nur dem liebevollsten Beobachter zu Gebote steht und schon darum nüchternem Fabel-

und Allegorienwesen innerlichst ferne. Man beachte nur den Reichtum, die Fülle der Naturschilderungen: glaubt man doch das Abendlicht durch die Zweige tropfen zu sehen, den Maienregen rauschen zu hören, die warmen Düste des feuchten Grundes zu spüren. Und dabei versteht es dieser Sängler des Maikäfer-Volkes, auf seiner zierlichen Schalmel Töne anklingen zu lassen, in denen die Leiden der Menschheit ahnungsvoll mitzittern. Diese liegen ihm so warm am Herzen, als irgend einem Verfasser moderner Glendsdramen — aber er spricht sie aus in seiner Weise. Maikäferleid schließt den Humor nicht aus, den Menschenjammer ihm übertönen würde. Komödie darf das Stück heißen trotz des tragischen Untergangs der kleinen Helden, die man lieb genug bekommen hat, sie treulich auf ihrer „kleinen Passion“ zu begleiten. Was für ein tapferes Kerlchen ist der König, dem Widmann sein neues Glaubensbekenntnis in den Mund legt: nicht mehr die müde Resignation des „Buddha“, sondern mutige Lebensbejahung, aus Leid und Sterben sich aufringend:

„Wer einmal dem gewalt'gen Zuge folgte,
 Je in den Wirbeltanz gerissen ward,
 Der kann sich denken nicht, noch möcht' er wünschen,
 Er wäre nicht dabei gewesen! Nein!“

Wer Leben je erfuhr, muß dennoch danken,
Daß ihn der Hauch berührte, der ein Nichts
Aus dumpfem Schlafe weckt, den Staub mit Atem
Besetzt und mit Gestalt ihn bekleidet. —
Blüht, künftige Geschlechter! blüht wie wir,
Und tragt wie wir die Doppelfrucht des Lebens,
Die süße Lust und all das bit're Leid."

Aus Eigenstem geschöpft ist auch das jüngste Werk des Dichters, das Drama „Aretins Muse“, das in diesen Tagen in Meinigen zur Darstellung gelangt ist. Was den Dichter zu diesem merkwürdigen, vielgerühmten und geschmähten Manne, dem ersten modernen Journalisten, dem Freund Tizians, hinzog, das liest sich leicht in und zwischen den Zeilen eines interessanten Aufsatzes im Sonntagsblatt des „Bund“ (1902, No. 2) über den „Charakter des Aretin nach seinen Briefen.“ Aber kein „ausgeklügeltes Buch — einen Menschen mit all seinen Widersprüchen“ hat Widmann in diesem Drama auf die Bretter gestellt — nein, nicht auf die Bretter, sondern ins Leben hinein, mitten in frische, atmende Wirklichkeit mit den Lagunengerüchen Venedigs, dem Rosenduft italienischer Gärten. Und wie das leuchtende Lokalkolorit, so glaubt man dem Menschenmaler auch all die wunderbar lebendigen Gestalten, den merkwürdigen Helden, der gar kein „Held“ ist, und uns wohl gerade darum so nahe steht, modern und eigenartig aus den geistvollen Augen schauend. Genialen Blickes hat Widmann diesen auseinanderstrebenden Charakter in Eins zusammengefaßt, um ihn künstlerisch vor unsern Augen wieder in die Vielheit des Lebens aufzulösen. So organisch aber gehen Linien und Farben alle ineinander über, daß man von der Naturnotwendigkeit der Gegensätze ohne weiteres überzeugt ist. Man glaubt es, daß derselbe Aretin, der Fürsten dreist seinen Lohn abfordert, von Prinzessinnen umschmeichelt wird, sich als „freien Mann von Gottes Gnaden“ fühlt und die Bettelkinder an seinen Tisch lädt. Während seine scharfe Feder Anderer Ehre und Glück tödlich verwundet, ist er eines verlorenen Sohnes treuer Fürsprecher, seines Kindes zärtlicher Vater, der weichherzige Freund der Tiere. Neppigen Frauen öffnet er sein Haus, seine Seele aber in reiner Neigung jener Zarten, einzig Geliebten, seiner „Muse“, die sterbend zu ihm zurückkehrt. Heimlich zieht es ihn zur Jugend, dem aufstrebenden Talent, das er doch unterdrückt. Einen Michelangelo waagt er frech zu besudeln, er, der sich vor Tizian in hingebender Freundschaft beugt. Umsonst sucht er sich aus Selbstgefälligkeit und weichlichem Genuß aufzuraffen, dem Ideal nachzustreben, das er im Innern demütig hegte, aber gleich seiner „Muse“ in unerreichbare Höhen entschwinden sieht.

Was Aretin selbst nicht zu Stand gebracht, das bedeutet dieses sein Bild in der Dichtung für unsern Meister Widmann: Das große Werk aus einem Guß.

Einem edlen Renaissancefisch möchte ich es vergleichen, den der Künstler gefüllt hat mit eigenem Herzblut! An Selbstdurchlebtes erinnert neben andern Zügen besonders der Seelenkonflikt Aretins zwischen der auf Zeit und Umgebung und täglichen Erfolg gerichteten Journalisten-Tätigkeit und der Sehnsucht nach echten, unvergänglichen Kunstwerken. All die Klippen aber, an denen er Aretin scheitern läßt: Eitelkeit, Zerstreuungslucht, Sichwohlseinlassen, alle diese hat unser Dichter selbst klug umschifft, in Wirklichkeit einen Weg einschlagend, den Aretin nur einmal in glücklicher Minute vor sich aufleuchten sieht: den, der von leerer, gequälter Feierlichkeit hinwegführt zu genialer Fülle des Eignen, Selbstgeschauten und Empfundnen.

So unterscheidet sich denn die Muse Aretins, die unverrichteter Dinge traurig von ihrem Liebling scheidet, gerade in diesem Hauptpunkt von der Muse unseres Dichters, die ihm zum sechzigsten Geburtstag so herrliche Frucht in den Schoß legte: gereift auf dem Boden der Selbsterkenntnis und Welterfahrung, doch Farbensglanz und Duft jugendlicher Phantasie ausstrahlend. Wem wäre solche zweite Jugend und Schöpferkraft des Geistes eher zu gönnen, als ihm, der sein Herz jung zu erhalten wußte, mit der Jugend und ihrem Streben weiterging? So dankt es Widmann wohl nicht allein dem Schicksal, sondern auch sich selbst, daß er so frühlich seinen Geburtstag feiern kann, von verständnisvoller Liebe und Freundschaft umgeben.

„Er gehört zu den glücklichen Menschen, so weit dies ein gescheiter Mensch sein darf,“ schreibt mir jemand, der es wissen kann, „glücklich einmal darin, daß er, sobald die Wirklichkeit ihn freigibt, in seinen schönen, von einer heitern Sonne beschienenen Phantasiegärten lustwandelt und sich wohl sein läßt.“ Dadurch ferner, daß seine Liebesfähigkeit jung geblieben, jung auch in der fast leidenschaftlichen Energie, womit er sich unter Umständen zum Anwalt der Bedrängten macht, sei es nun wehrloser Menschen oder Tiere. — Diesen besonders sucht er gleichsam die Freuden zu vergelten, die er im Zusammenleben mit der Natur immer neu genießt bei seinen fast täglichen Spaziergängen, den weitem „Sommerwanderungen und Winterfahrten.“ Draußen und daheim, wie viele Vögel werden da gefüttert! Sogar am Sonntag in aller Gottesfröhe, wenn er noch ein bißchen ruhen möchte, läßt sich unser Dichter von den mahnenden Vogelstimmen herausstreiben, um an dem kleinen Volk „seine Pflicht zu thun.“ Wie heißt es in der Mailäferkomödie? „Ein Narr des Herzens! Die allein sind heilig.“ — So wagen wir es denn, unsern Glückwunsch mit fast denselben Worten zu schließen, die einst Widmanns Dichterlaufbahn eingeleitet haben:

„An diesem Menschen ein Wohlgefallen!“

Dr. Hedwig Bleuler-Waser.

